



Leseprobe aus:

Fritz J. Raddatz

Unterwegs

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Fritz J. Raddatz

Unterwegs

Literarische Reiseessays



Rowohlt

Die kursiv gesetzten Originalzitate beziehen sich
im Fall von Kurt Tucholsky, «Ein Pyrenäenbuch» auf die im
Verlag Die Schmiede, Berlin 1927, erschienene Erstausgabe.

2. Auflage März 2015

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, September 1991
Copyright © 1991 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Christian Diener
Gesetzt aus der Sabon (Linotronic 500)
Gesamtherstellung
CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-19103-9

Inhalt

Pyrenäenreise im Herbst <i>Auf den Spuren Kurt Tucholskys</i>	7
Lügner von Beruf <i>Auf den Spuren William Faulkners</i>	76
Die Wirklichkeit der tropischen Mythen <i>Auf den Spuren von Gabriel García Márquez in Kolumbien</i>	129
Bilder einer Reise <i>Heinrich Heine in Italien</i>	203
Homme de Lettres <i>Eine Frau namens George</i>	264
Erfahrung Mexiko <i>Am Ende versöhnen Ruinen</i>	303
Quellennachweis	328

Pyrenäenreise im Herbst

Auf den Spuren Kurt Tucholskys

Die Wirklichkeit –
das ist das Kleingeld derer,
die nicht zu lügen wissen.

Roland Dorjelès

Die Pyrenäen beginnen an der Nordsee. «Entschuldigen Sie mal, wohl keinen Geographieunterricht gehabt, wie? Sie meinen wohl den Atlantik?» Nein, Geographieunterricht habe ich nie gehabt. Als «der Rote» damit beginnen wollte – *Geographie hatten wir beim roten Gierke. Der Mann war ein Lehrbeamter mit vielen kleinen Äderchen im Gesicht, die ihm ein kupferrotes Aussehen gaben; wegen seines Spitznamens hatte er sich einen kupferroten Bart umgebunden. Er mochte uns nicht, und wir mochten ihn nicht. Er galt für falsch und rachsüchtig, Klassenurteile sind immer richtig – es wird schon gestimmt haben* –, also, als der Rote damit beginnen wollte (vorher gab er Geschichte, die bestand aus Schlachten), mußte er selber in die Schlacht. Nach Kurland. Das war damals, 1943, gar nicht *das schönste Land der Welt, der Prospekt des lieben Gottes, als der Deutschland erschaffen wollte*. Es war ein Massengrab. Und als er, dem entronnen, wiederkam, da hatte er nur noch ein Bein. Und unsere Geo-Kenntnisse beschränkten sich auf den Brückenkopf bei Bunzlau oder die Verteidigung von Montecassino.

Also: die Pyrenäen beginnen an der Nordsee. Meine Pyrenäen. Denn *ist einer eine langweilige Type, dann nimmt er alle Tatsachen korrekt auf und darf schreiben «Reise durch die Pyrenäen»*. Jeder kann den Wittenbergplatz fotografieren, damit hat er alles gesagt und nichts. Ist einer ein Kerl, dann steht er sich selbst im Wege, bei allen Schilderungen und wenn er fertig ist, darf er nicht sagen «Reise durch die Pyrenäen». Er müßte sagen «Reise durch mich selbst». Fünf Tage Sylt nämlich, vor dem Zug

nach Biarritz, um mich zu «belernen»: der grüne Michelin und Helmut Domkes Reiseführer, Heinrich Manns «Henri Quatre» und «Ein Zeitalter wird besichtigt», Rolf Leglers DuMont-Kunst-Reiseführer und Heines «Atta Troll» und, natürlich, der rote Michelin.

In Kampen war die berühmte «fünfte Jahreszeit». *Eines Morgens riechst du den Herbst. Es ist noch nicht kalt; es ist nicht windig; es hat sich eigentlich gar nichts geändert – und doch alles. Es geht wie ein Knack durch die Luft – es ist etwas geschehen; so lange hat sich der Kubus noch gehalten, er hat geschwankt..., na... na..., und nun ist er auf die andere Seite gefallen. Noch ist alles wie gestern: die Blätter, die Bäume, die Sträucher... aber nun ist alles anders. Das Licht ist hell, Spinnenfäden schwimmen durch die Luft, alles hat sich einen Ruck gegeben, dahin der Zauber, der Bann ist gebrochen – nun geht es in einen klaren Herbst. Wie viele hast du? Dies ist einer davon. Das Wunder hat vielleicht vier Tage gedauert oder fünf, und du hast gewünscht, es solle nie, nie aufhören. Es ist die Zeit, in der ältere Herren sehr sentimental werden – es ist nicht der Johannistrieb, es ist etwas andres. Es ist optimistische Todesahnung, eine fröhliche Erkenntnis des Endes. Spätsommer, Frühherbst und das, was zwischen ihnen beiden liegt. Eine ganz kurze Spanne Zeit im Jahre. Es ist die fünfte und schönste Jahreszeit. Die See beginnt zu schließen, die Strandkörbe werden abgekarrt, der Wind reist weiter, ab gen Norden; ein leiser Dunst, manchmal gar Nebel, hängt in den Dünentälern und läßt die Sonne scheinen, als nähme sie Abschied – sie bekommt etwas eigenartig Bläßliches, Mondhaftes. Da, wo in der Säsong die Düsseldorfer Gebrauchtwagenhändler Grillparties mit Sekkktt feiern, ist es nun ganz still, in den hohen Dünen, von denen man Meer und Watt zugleich sieht, kein Mensch. Dicke Hummeln, summende Bienen im blonden Strandhafer, und ein großer bunter Schmetterling setzt sich auf meinen – Band Tucholsky «Ein Pyrenäenbuch»; denn dem will ich «nachfahren»: ein schönes Verbum zum (unangemessenen?) Substantiv. Es würde wohl so werden, wie er's selber voraussah: «Sehen Sie, hier hat sich alles verändert! Die Sache ist hier ruiniert, es ist aus! Seit man vor*

zweiundvierzig Jahren die großen Landstraßen ins Gebirge gelegt hat...» Der Satz, im Jahre 1788 gesprochen, ist so alt wie die Welt. Seit der Erfindung des Autos... jede Generation glaubt, nun sei es mit der Gemütlichkeit und der Naturbewunderung ein für allemal vorbei. «Da bin ich seinerzeit gewesen, als es noch keine Zahnradbahn gab...» Na und? Dann hast du eben einen andern Eindruck gehabt als wir: keinen bessern.

Aber jetzt war's noch wie bei ihm, an seinem geliebten Nordmeer: Die See lag da und war faul, sie ruhte aus und hatte keine Puste mehr nach dem wilden, garstigen Sommer. Das Wasser kräuselte sich als Fortsetzung des Strandes, die kleinen Wellen schienen zu rieseln, sie schmeckten nach Sand. Woher das Brausen, ohne Brandung? Rätselhaft, das Meer. Selbst die Möwen schwappten nur dick und fett wie hölzerne Lockenten, kaum einer ihrer Klagerufe, keine Jagdstürze und kein Segeln als Motiv im Glas-Himmel. Am Strand junge Paare, die noch miteinander spielen, sich streicheln, anblicken, ihre winzigen Kinder liebevoll hegen wie kleine tollende Tiere. Abgereist die Bierbäuche und Krampfadern und heimlich lüsternen Vierzehnjährigen, die ewige Eiswaffel lutschend. Die Ferien sind vorbei. Da ist gut Ferien machen – den Geschmack vom Pahlischen Pflaumenkuchen auf der Zunge, Sand im Haar und den Geruch der Heckenrosen in der Nase. Wie werden die Pyrenäen schmecken und riechen?

Würden sie mich sehr ausrauben –? Im allgemeinen war es ja gut gegangen, aber die Reiseschilderer hatten mir in Paris nicht schlecht angst gemacht. Die Fremden seien für die Pyrenäenleute das, was für die Nordlandfischer das angeschwemmte Strandgut: legale Beute. Und einer von früher hatte noch, um die mörderische Raubsucht der Leute genau zu charakterisieren, hinzugefügt, daß ein Präfekt einen Bauern wegen der Steuern gemahnt und daß der geantwortet habe: «Excellenz, ich tue, was ich kann! Seit vierzehn Tagen stehe ich täglich mit meiner Flinte auf der Chaussee und warte, daß jemand vorbeikommt. Meinen Sie, es kommt einer? Kein Aas. Aber das verspreche ich Ihnen, Excellenz; wenn einer kommt, dann bezahle ich meine Steuern.» Regt es sich im Gebüsch –? Sei's. Für das Vaterland bis in den Tod. Exklusive.

Gerüstet mit Gaspistole gegen den bösen Räuber, keine Schlösser an den Autorädern und das Minifernglas (für die Kapitelle) gut versteckt: die erste Enttäuschung. Sie heißt «Pau».

Da fällt einem der Eingangssatz von Heinrich Manns «Henri Quatre» ein: «Der Knabe war klein, die Berge waren ungeheuer.» In diesem scheußlichen Renaissancebau, mehr Trutzburg als Schloß, ist der lebenslustige, später so herrlich oft in den dicken Beinen seiner schönen Margot «ertrunkene» «Lou Nousté Henri» geboren? Kaum trösten angesichts des finsternen Muffs kann einen die Anekdote vom stolzen Großvater, der ihm «zur Taufe» die Lippen mit Knoblauch und die Wangen mit Jurançon-Wein bestrich. Gewiß – *«Er» ist in Pau allemal Heinrich der Vierte. Hier ist er geboren, hier hat er gelebt (...) Er hatte einen Spitzbart, und unter dem Schmurrbart, der sich leicht kräuselte, dünne, kräftige Lippen, mit denen man lächeln, einen Wein abschmecken, küssen konnte.* Doch trotz des lustigen Denkmals vor dem schmalen Schloßhof – es ist eine eher schauerliche Vorstellung, in so was zu leben, zu lieben, zu sterben. Über eine Schildkrötenschale, seine Wiege und all die übrigen Scheußlichkeiten des Museums *hat sich schon der Graf Pückler-Muskau halb krank geärgert. Er war im Jahre 1834 in Pau und schalt heftig über den Trödelbudengeschmack, mit dem das Schloß hergerichtet war.* Wie recht er hatte: schwerstgeschnittes Mobiliar, verstaubte Gobelins, selbst die Bronzen grob und ohne die witzige Leichtigkeit etwa der Arbeiten von Riccio.

Schon hier, zu Beginn der Reise, wird ein Unterschied der ästhetischen Sensibilität deutlich, der mich betroffen macht: Wo Tucholsky jubelt, bin ich gelangweilt oder bedrückt; und wo ich fast erschlagen bin von einem Detail, einem Bau, dem Schwung eines Tores: bei ihm nichts, kein Blick, kein Wort. Für mich ist das Schönste an dem sinistren Bau der Blick von ihm weg, auf die Schneekette der gegenüberliegenden Bergzüge, und nicht *was am Schloß von Pau so besticht ist die massive Lebensfreude, die gleichzeitig sublimiert ist: ein Hammelbraten auf dem Tisch, so groß, daß man vom Hinsehen Magenerweiterung bekommt – aber die bezauberndste Innenarchitektur, die sich denken läßt.*

Er hat gern gelebt und vom groben bis zum feinsten beherrschte er alle Raster. Für mich ist's dagegen direkt eine Erleichterung, im Garten des Hotels zu liegen und Heinrich Manns Roman noch einmal zu lesen, vom frechen Knaben, der schon als Kind die dicke Margot barbeinig ins Melonenfeld lockte, seinen Lüsten, Lastern und Lasten. Gar nicht unpassend, diese Lektüre, im vornehmen Haus «Les Prés d'Eugénie», das Schlemmerstätte und Abmagerungsfarm zugleich ist. Während die Damen sich den Tag über mit Anwendungen quälen lassen, in Dämpfe, Schäume und Schlämme gehüllt, sitzen schon zum Déjeuner lauter lebenslustige Henris Quatres beim schweren Bordeaux mit «Foie Gras des Landes en Gelée» und «Noisettes d'Agneau Poêlées au Thym». Die Strafe für das gute Leben (die der spätere König von Frankreich und Navarra nicht kannte) ist das «Diner Minceur»:

REPAS MINCEUR

Réservé exclusivement aux cures thermales de minceur
SERVICE ASSURE DE 12 H à 13 H
ET DE 19 H 30 à 20 H 30

DEJEUNER 135 F

Le Gâteau de Carottes Fondantes
Le Lapcreau en Gelée d'Herbes Fines
Le Sorbet à la Fraise d'Eugénie



DINER 145 F

La Crème de Laitue
La Barbue Cloutée d'Anchois à la Vapeur de Safran
Le Petit Pot de Crèmes à la Vanille

Service en sus 15 %
Boisson non comprise

Vendredi 24 août 1984

« *Les prés, les sources d'Eugénie* »
Restaurant Michel Guérard
Eugénie-les-bains landes

Téléphone (58) 51.19.01

Es ist schon lustig, daß die Speisekarte gleichsam auch in der Landschaft zu «er-lesen» ist: In diesen saftig-grünen, reichen Vor-Pyrenäen äsen edel wie Hirsche die ans Charollais erinnernden Rinder, fahlfarben und mager, auf riesigen Weiden vor majestätisch diskreten Herrensitzen, meist umgeben von Schaumgebirgen weißer, blauer oder rosafarbener Hortensien. Manchmal denkt man, in Burgund zu sein, hießen die Orte nicht Arthez, Orthez, Arzacq, Arraziquet und der «Liqueur de la Région» Izarra. Selbst die Gänse finden sich – auf den Archivolten des entzückenden frühromanischen Kirchleins von Morlaas, dessen Türsturz mit der realistischen Grausamkeit des Märchens den bethlehemitischen Kindermord versinnbildlicht. Eine versöhnende Heiterkeit.

Die vergeht anderntags. Er führt zu jenem Ort, den unsereins «aus der Literatur» kennt und den man dennoch *sehen* muß, um zu begreifen: Gurs. Er ist schwer zu finden, im Nirgendwo, abgelegen links an der Straße von Oloron nach Navarrenx. Eines der Deportiertenlager, «eröffnet» ursprünglich 1939 für Flüchtlinge aus dem spanischen Bürgerkrieg, dann im Oktober 1940 von den ersten 7200 Frauen, Greisen und Kindern «bevölkert», die mit einem Transport aus Mannheim eintrafen. Der heute zu besichtigende Friedhof mit fast 1200 Grabsteinen, eine graue Kolonne in würdiger Monotonie, gibt Auskunft, wer da lebte und verging; die Gräber tragen «unsere» Namen: Bloch, Schwarzschild, Oppenheimer, Friedmann, Stern, Weill, Rothschild, Epstein, Hiller, Fuchs. Es ist nicht «der» Bloch und Hiller, Schwarzschild und Weill – aber sie könnten es sein. Sie kamen

aus Fulda und Mannheim, Bad Homburg und Freiburg, Krakau und Wangen und Heidelberg und Speyer und Berlin. Ja: eines der Gräber könnte auch (statt des Grabes in Mariefred) den Namen Kurt Tucholsky tragen...

Der hatte sein Pyrenäenbuch mit einem «Dank an Frankreich» beschlossen, mit einer Liebeserklärung an die große Stadt an der Seine – *da fließt das Wasser, da liegst du, und ich werfe mein Herz in den Fluß und tauche in dich ein und liebe dich*. Aber sie hätten sein Herz vielleicht auch hier gemordet. Seines – wie das der vielen von den zumeist 15 000 Häftlingen, die hier eingepfercht waren auf einer baum- und strauchlosen Hochebene zwischen den Bergen, der Hitze, dem Regen, der Kälte ausgesetzt ohne Schutz, im Fieber, im Hunger, ohne Zähne bald und ohne jegliche ärztliche und sanitäre Versorgung, «ernährt» mit 500 Kalorien, Wassersuppe mit acht Erbsen und drei bis vier Scheiben klitschiges Brot am Tag. «Sterben in Gurs an Lungenentzündung oder nach Ausschwitz war unsere Alternative», schreibt eine Augenzugin, Gret Arnoldsen, in ihrem Buch «Silence on tue», «aber wenn Ausschwitz die Hölle war, dann war Gurs das Purgatorium». Dank an Frankreich? Ganz wohl ist einem nicht – 7 Tote pro Tag, 2500 pro Jahr –, wenn ein Mahnmal des seit Jahren von französischen und badischen Behörden erhaltenen Friedhofs von den «Victimes de la Barbarie Nazi» spricht. Gab es keine französischen Bewacher? War das Lager nicht in Frankreich, unter französischer Leitung? War wirklich nur die «Barbarie Nazi» verantwortlich für das, was Lion Feuchtwangers Frau Marta – die dort unter anderen Carl Sternheims Frau «begrüßen durfte» – schildert? «Das Lager war viele Kilometer lang, mit hallenartigen Hütten, sogenannten Ilots. Ich hatte das Glück, meinen Strohsack neben der Tür auflegen zu können, so daß ich ein bißchen frische Luft bekam. Innen war es wie in einem Tunnel.

Es war furchtbar schmutzig, es gab überhaupt nichts zum Reinigen, weder eine Schaufel noch einen Besen, weder Wasser, Lappen noch Seife. Da es oft regnete, wurden Erde und Schmutz mit den Schuhen hercingetragen. Nur wenn man das Glück hatte, eine Zeitung zu finden, die ein Wachsoldat wegge-

worfen hatte, gab es eine Möglichkeit, aufzuwischen oder zusammenzukehren. Die Krankheitsgefahr war dadurch ungeheuer groß.

Sehr bald hatte ich in einiger Entfernung einen Brunnen entdeckt. Ganz früh, wenn alle noch schliefen, zog ich mich aus und wusch mich mit dem kalten Wasser. Später wurden Duschen eingerichtet, sogar solche mit heißem Wasser. Aber es waren zu wenige, so daß man nur alle paar Wochen drankam.

Für Wäsche gab es kein warmes Wasser, und das Essen mußte man selber schleppen. Das taten aus jeder Halle abwechselnd zwei Frauen; sie holten zusammen große Kessel von der Küche, die im Freien lag. Aber es gab fast nichts zu essen, eigentlich immer nur Linsensuppe. Wenn wir mal Erbsen bekamen, war das schon ein Festtag. Zuerst schwammen noch kleine Stückchen Fleisch darin, aber die verschwanden dann auch. Wir waren alle unterernährt, viele hatten Zahnschmerzen, weil ihnen durch die Unterernährung die Plomben herausfielen. Eine Frau verlor sogar die Fingernägel.»

Es gab viele solche Lager in Frankreich – nicht nur dies und das berühmte Les Milles, aus dem Lion Feuchtwanger floh und in dem Walter Hasenclever sich das Leben nahm; in anderen saßen Leopold Schwarzschild oder Kurt Wolff oder Willi Münzenberg, der bei der Flucht den Tod fand. Gret Arnoldsens Bericht von den Transporten, die Gurs verließen – wo aus den Viehwaggons das «De profundis» klang, während sie noch mit Greisen, Behinderten, Frauen, die nach ihren Kindern schrien, beladen wurden, der gelbe Stern an jeder verklebten Jacke –, ist auch kein Ruhmesblatt für die, die unter dem «Mörder-Geizhals Laval und einem Doriot, der sonst den Salons den veredelten Proletarier vorführte», Hilfsdienste leisteten. «Frankreich ist von einer Klasse verraten worden», sagte derselbe Heinrich Mann, der die Quislinge so charakterisierte. Es wäre so nobel wie angebracht, würde irgendwo auf dieser schändlichen Stätte ein Hinweis sich finden auch auf die französische Schuld, auf das Versagen der «Grande Nation».

Erst langsam weicht dieser Schatten auf der Weiterfahrt durch eine traumschöne, fett-behagliche und reiche Landschaft, an unendlich sich wellenden, im Wind leise schirpenden Maisfeldern entlang durch das Tal der Gave nach Lescar, der «ältesten Hauptstadt» des Béarn; das spricht sich, obwohl die «Sauce Béarnaise» hier ihre «Quelle» hat, Barn. Die Kirche von Lescar – Henri Quatres calvinistisch-strenger Mutter Jeanne d’Albret in ihrem schimmernden Gold ein frühes Ärgernis und vom Grafen Montmorency geplündert und gebrandschatzt – wirkt mit einigen herrlichen Tierkapiteln wie ein Auftakt für die nur scheinbar un-scheinbare im nächsten winzigen Flecken «Lacommande».

In jüngster Zeit – ein Reiseführer des Jahres 1982 spricht noch vom verfallenen Ort – muß das Nest wach geküßt worden sein; die Häuser sind herausgeputzt, restauriert, Rosenstöcke umranken die Türen – vielleicht die Weekend-Datschas der Reichen von Pau? Lacommande liegt schweigend und leer in der Mittags-sonne, gruppiert um ein Kirchlein, das «einen der schönsten Chöre der Pyrenäen» besitzt (Helmut Domke). Die völlig phantastischen dreizehn Säulen, «das Wunder des Béarn», offenbar das Werk eines großen Meisters des 12. Jahrhunderts, wären einen weiten Umweg wert: Hähne mit Menschenköpfen und Judenmützen, Kamele, Affen, Vaganten, Krieger und Zentauren – lauter kleine Fabeln in Stein. Wie eigenartig: da wird noch heute, acht Jahrhunderte später, darüber gestritten, was ein Künstler «darf», wie weit er Wahrheit, Wirklichkeit und Träume ineinanderschieben, ob er einen Mann eine Frau oder einen Fisch ein Kind oder eine Wolke zugleich aus Fels und Eis sein lassen darf: Und da ist es alles schon möglich, alles auf einmal und *eine* Dimension, aber keine Disziplin. Ist es das, was mich daran so anzieht?

Doch dies – wie das Kirchlein von Morlaas – ist alles nur Auf-fahrt für Oloron, eines der ganz großen Denkmäler der Romanik, die Vollendung gleichsam der vorangegangenen Studien. Das Portal der Kirche ist ein Triumphtor – getragen wieder (wie in Morlaas) von einer Mittelsäule, die von zwei gefesselten Sarazenen geformt wird. Die unendlich genau ausgearbeiteten, oft

geradezu witzigen Details – etwa der Pilger verschlingende Löwe, aus dessen Maul noch eine Hose mit Beinen dran hängt – berühren durch ihre Doppelung aus Simplizität und Raffinesse; es ist aber noch eine Kunst ohne jegliche Koketterie, nicht grazil, aber voll Grazie – und vielleicht dadurch ganz und gar überwältigend. Es muß ihr auch eine sehr unmittelbare (noch fast heidnische?) Frömmigkeit zugrunde gelegen haben. Nur der behütenden Sorgfalt der Gläubigen, die doch gewiß den «Kunstwert» nicht erkannten, ist übrigens zu verdanken, daß wir derlei heute noch bewundern können: Sie gipsten die Portalfiguren ein und bewahrten sie so vor der rasenden Götzenstürmerei der Revolution.

Nicht nur die Revolution brachte kriegerische Gewalt. Die Basken waren in Religionssachen immer ein kriegerisches Volk. *Die Abgesandten des Bischofs von Oloron, eines der ersten Calvinisten der Gegend, wurden in Mauléon zunächst mit Eseln umritten, und als der Alte selbst kam, um den Schimpf zu rächen, schlugen sie ihn mit einer Hacke tot. Der junge Seminarist ist um die Ecke verschwunden. Das mit dem erschlagenen Bischof aus Oloron ist kein Einzelfall. Die mittelalterlichen Stadt- und Landfehden waren hier, wie überall, von großer Grausamkeit. Da haben sie einmal an die sechs oder sieben Basken, die aufgemuckt hatten, an die Adourbrücke in Bayonne gebunden, bei Ebbe, und die haben warten dürfen, bis die Flut zu ihnen hochstieg. Es waren Vater und Sohn darunter, und das ganze Volk stand am Ufer und wartete auf das herrliche Schauspiel. Den Sohn faßte es zuerst; er gurgelte schon, da beschimpfte der Vater die Henker. Sie warfen ihm das linke Auge mit einem Stein aus, aber die Flut kühlte das rasch sowie das übrige.*

Es geht noch mal ans Meer. Man wähnte sich schon weit weg, ganz eingefangen in Stein und Kunst und skulpturale Bizarrerie – *da biegt der Wagen in einem Hafen rechts ab und fährt vor. Die «Réserve de Ciboure» ist eine kleine Terrasse, die an einer Bucht liegt: die Lichter von Biarritz flimmern herüber, es ist schon ein bißchen kühl, und die Kapelle wird sich erst warm arbeiten müssen. Kleine Tische mit Lämpchen, in der Mitte eine Tanzplatte.*

Man muß vorher reservieren lassen, es gehört zum guten Ton, hier einmal zu soupieren —, nein, so ist es leider gar nicht mehr. Nur den Blick aufs gegenüberliegende Biarritz gibt's noch; sonst stehen, wo Kurt Tucholsky 1926 einst soupierte und die flirtenden Paare beobachtete in hübschen kleinen Amüsierlokalen, teure Villen oder eher billig aussehende «Residenzen» (sprich: Aapahtmänthäuser). Sie haben Panoramascheiben und große verglaste Veranden, und unten ist ein schicker Hosenladen drin. Sie blicken auf die eigenartig ins Meer springende Befestigungsanlage, wo Hitler den schlau sich entziehenden Franco überreden wollte, seinen Krieg mitzumachen. Aber das wissen sie wohl nicht mehr. Sie blicken aber auch, und das wissen sie sehr wohl, auf das am anderen Ende der Bucht gelegene St. Jean de Luz. Davon kommt bei Kurt Tucholsky nur *der kleine Marktplatz mit den verkrüppelten Bäumen* vor, und das ist schade. Es ist ein ganz entzückender kleiner Ort vor Biarritz mit gepflegten Gassen, ruhigen Straßen-Cafés mit Korbstühlen (!! nicht gelbem Plastik), weißen Segeltuchschirmen und Restaurants, die sich noch zweierlei Leinendecken leisten. Wenig Chichi. Hier hat Ludwig XIV. seine spanische Gemahlin, die Infantin Marie Thérèse aus dem reichen Hause Haraneder begrüßt. Die Hochzeit am Morgen des 9. Juni 1660, arrangiert vom intriganten Kardinal Mazarin — dessen Nichte, Marie Manzini, die bald verstoßene Geliebte des Königs war —, ist in viele farbige Schilderungen eingegangen: das schwarze Gewand Ludwigs XIV., der aus Silber gewobene Mantel über dem violetten Samtkleid von Marie Thérèse in goldener Krone; das Tor, durch das die Herrscher nach dem stundenlangen Gottesdienst die Kirche verließen, wurde zugemauert. Ein wichtiges Stück französischer Geschichte begann hier. Ein Reiterstandbild des später so unrühmlichen Sonnenkönigs vor der Mairie erinnert daran. Hier bliebe man gern ein paar Tage.

Aber es geht ja nach Biarritz — und da «läßt» man wohl besser Gas geben. «*Na, Klumpke, nun zeigen Sie mal, was Sie können!*» — «*Jawoll, Herr Generaldirektor.*» So ist Biarritz. Ein Graus. Westerland mit Sonne. Der schöne Blick zum Ozean mit den Felsen drin zugehängt mit Boutiquen-Fummeln, das Meer

riecht nach Piz Buin, die Wellen plätschern im Discosound von Sony, und die Gäste des Fischrestaurants am Vieux Port schauen auf das flimmernde Blech der einen Meter vor ihnen parkenden Peugeots und Renaults. Das soll mal «große Welt» gewesen sein? Ach ach – der Frittenduft benebelt die Sinne da, wo früher die Mistinguett in einem Schleier von Chanel No. 5 vorüberwehte. *Will man französische Eleganz beschreiben, so muß man nie vergessen, daß die Begriffe «Kempinski» und «Esplanade» deutsche Begriffe sind, und daß Frankreich nicht das besitzt, was einmal ein sehr witziger Architekt mit dem Wort «Berlin hat eine Mittel-Volée» bezeichnete.* Ham se auch, ham se auch. Ulkig allenfalls, daß wie eingefroren, wie in einem Film, der plötzlich die Bewegung anhält, der Riesenpalast des «Hôtel du Palais» auftaucht. *Mir ist es nicht selbstverständlich, im Hotel du Palais abzusteigen, der Apparat würde auf mir lasten, und ich käme über jene gequälte Ironie nicht hinweg, die der Reporter anwendet, um zu zeigen, daß ihm das alles in keiner Weise imponiert und daß er doch der bessere Mensch ist.*

Also: der bessere Mensch, das weiß ich nicht; aber die «besseren Leute» wohnen da offenbar schon – oder die, die bessere Automarken fahren. Das Ding sieht leer aus, aber davor parkt ein illustriertenreifes Ensemble von Rolls-Royce, Lancia, Mercedes 500 SEL und Porsche-Turbo-Cabrio. Dafür kostet auch der Eintritt zum Pool pro Tag 35 DM, die Jahreskarte 800 DM und ein Mini-Lunch soviel wie Vollpension in einem ordentlichen Hotel. Ja, ja – *etwas Geld ist scheußlich. Viel Geld ist schön.* Schön machen tut es allerdings nicht – die Damen sehen dann abends, also bekleidet, doch etwas vorteilhafter aus als in der älteren Haut, und die Herren, der teure Masseur ist's nicht schuld, du liebe Güte: Schwamm drüber geht nicht, so viele, große, dicke Schwämme gäb's auch nicht in der Karibik, um die Bäuche und die fetten Genicke zu bedecken. Womit die wohl ihr Geld verdienen bei all der schlechten Verdauung? «*Was mag der sein –?*» *Ich brauche auch gar nicht hinzusehen, ich weiß, wie sie essen. So oft ist mir schon aufgefallen, was geschieht, wenn die reichen Leute zu essen bekommen: Sie sehen dem Kellner auf*

das herbeigebrachte Futter, mit einem scheinbar gleichgültigen, aber doch gespannten Ausdruck, es rinnen ihnen sozusagen die geistigen Appetitfäden aus dem Gehirn, schwer sitzen sie da: «Das steht mir zu, das ist meins», und ich bin überzeugt, sie fingen an zu knurren, wenns ihnen jetzt einer wegnehmen wollte. Es ist eine heilige Handlung, ihr Essen, nicht nur, weil es so gute Sachen sind, sondern weil der Herr nun bedient wird. Die Käfigwärter tun alles, um diesen Glauben zu stärken. Sie tragen die dünnste Gemüsesuppe wie eine Hostie heran, sie schöpfen behutsam ein, tranchieren wie ein Chirurg, subtil, mit äußerster Aufmerksamkeit, und halten den Pudding, wie man ein Kindchen wiegt. Stille! Der Herr isst! Worauf die Musiker «Tea for two» spielen und die Leute tanzen. Das war also ein gemütliches kleines Abendessen, und früher war auch Dinnerjacket vorgeschrieben. Erst seit vor Jahren Frank Sinatra mit seiner Bande dort einmal auftauchte, in Jeans und T-Shirts, aber mit den großen Scheinen um sich warf, will sagen: unwiderstehlich war, gab man's auf; vorm Eingang parkte sein Chromschlitten mit den beiden Telefonen, die einst Sammy Davis zur Verzweiflung gebracht hatten: Als er hörte, Frankiboy habe Autotelefon, ließ er das flugs in seinem Cadillac installieren und rief triumphierend den Konkurrenten im Wagen an. Da meldete sich eine Sekretärin und sagte hochmütig: «Mr. Sinatra is busy on the second line.»

Biarritz also nicht. Es ist gar nicht weit – und doch ganz anders: das richtige Baskenland. Der kleine Ort, in dessen Nähe mein Berggasthof liegt, heißt seltsam und eher Gauguin assoziierend Ainhoa. Ein 500-Seelen-Dorf, vollkommen intakt mit regelrechten Fachwerkbauten, schön verputzt zwischen dem braunen Gebälk, balustradenähnlichen Balkonstruktoren und Blumen in den Kästen. Pharmacie, Boulangerie, eine umrankte Terrasse vor dem – sehr guten – Dorffhotel, wo man abends ein Glas Jurançon, den herben, leicht harzigen Wein der Gegend trinken und den in abendliche Stille versinkenden Ort beobachten kann.

Der nächste Morgen weckt mit Hahnenschrei, Kuhglocken und Nebelfäden, die eine dünne Sonne erst langsam von den

Hängen leckt: Ist man auf der Schlierseealm? Selbst das Frühstück mit Spiegelei, knusprigem Graubrot und Bayonneschinken wirkt «unfranzösisch». Der Tag ist dann sehr französisch. Er gilt Bayonne. Das nun wirkt seltsam mittelmeeerisch, fast an Montpellier erinnernd – und ein wenig genußsüchtig. Oder ergänzt man das nur, weil in den Arkaden so viele schöne erhaltene Geschäfte sind, die Fenster nicht herausgehackt und in Aluminiumrahmen, sondern noch in altes Holz gefaßt; sie nennen sich liebevoll «Chocolateries». Wieviel stilvoller als deutsche Provinzstädte, die sich «entblößt» haben. Sie wirken auch ungezwungener im Nebeneinander des Verschiedenen – noch immer kann man die Frau mit der «herrade», dem Henkelkrug, auf dem Kopf kraftvoll und graziös schreiten sehen; neben dem rotgrün gefärbten Provinzpunk mit Walkman. *Baskische Sitten... eine ist in ganz Frankreich bekannt, und es ist das erste Wort, das einem entgegentönt, wenn man von Basken spricht: Schmuggler. Im Museum zu Bayonne hängt ein entzückender alter Druck: Der Pyrenäen-Schmuggler.* Der hängt da immer noch. Aber läuft auch der Schmuggler noch durchs Gebirg, mit Rucksack und Flinte? Als spätnachts hinterm Hotel Taschenlampen aufblitzten, Menschen mit großen Ballen durch den wilden Garten huschten, Türen leise quietschten, da gab es im Kopf gleich Signale: Cognac und Zigarren, Opium und falsche Picassos... Gibt es noch Schmuggel? Oder ist das Kino im Kopf, weil man abends zu schwer gegessen hatte?

Es wurde unsagbar geschmuggelt. Die Gendarmen wußten das, aber es war ein anständiger Kampf. Auf beiden Seiten wurde damals unter keinen Umständen geschossen: wer erwischt wurde, zahlte oder brummte – aber deshalb keine Feindschaft nicht. Du bist Schmuggler – das ist dein Beruf; und ich bin Gendarm – das ist meiner. Die Mühe war groß und der Verdienst klein. Meist wurden nicht einmal Maultiere benutzt, die ja noch auf den abenteuerlichsten Wegen klettern können, sondern die Schmuggler trugen Sack und Pack auf dem Buckel – und welche Wege! Nachts, im Regen, die steilsten Abhänge hinauf und die bösesten Geröllhalden wieder herunter – und das alles für ein paar Francs! Schmuggeln galt immer als ein durchaus ehrenhaf-

ter Beruf, jeder wußte, daß sich der andere damit befaßte, und niemand hätte jemals verraten. Aber heute...

Die französische Inflation ist sehr langsam gekommen, und die Spanier haben Zeit gehabt, zu merken, was ihre Pesetas in Frankreich wert sind. Sie wissen das zum großen Leidwesen der Basken sehr genau, und wenn man die nach ihrem alten Handwerk befragt, so hört man Klagen, gegen die die Stoßseufzer der Berliner Pleitevögel eitel Wonnegeschrei sind. «Es ist nichts mehr! Kein Geschäft! Die Spanier bezahlen nichts! Was sollen wir denn noch schmuggeln...!» Es ist herzerreißend.

Vorbei die Zeiten, wo die Schmiere stehenden Kinder und Frauen beim Nahen des Gendarmen den Schmugglern: «Otsoa, Otsoa! Der Wolf! Der Wolf!» zuriefen – der Wolf ist Vegetarier geworden, weil es keine Schafe mehr gibt. Vorbei Romantik, zerrißnes Abendgewölk, durch das der bleiche Mond die heimlichen Contrebandiers bescheint. Schmugglerliebe und Schmugglertod... Kino.

Das Kino im Kopf kann aber auch durch einen anderen Film in Gang gesetzt worden sein, ein Grusical namens Stierkampf. «Corrida mit Munoz, Ojeda, Antonete» schrien die knallbunten Plakate in Bayonne, und über den Straßen blähten sich kleine von Haus zu Haus gespannte Banner. Nichts wie hin. Der Ort kocht. Blechmusik. Blasmusik. Autohupen. Fahrradklingeln. Fähnchen und kleine Pizzas und Eis und Fritten. Es hat etwas von Volksfest – und, seltsam, auch von Krieg. Da ist ein Schwirren in der Luft, das riecht anders als Rummel; die Nerven klirren anders.

In der «Ehrenloge» der Arena sitzen irgendwelche Honoratioren, kleine Könige mit ihrem Hofstaat. Wahrscheinlich ist es der Bürgermeister oder irgendein Vercinspräsident mit lila Schärpe. Seine brave Hausfrau spielt First Lady, mit Handschuhen und Sonnenschirm. Vor ihnen wird der Torero sich verneigen. Aber der ist noch gar nicht da. Erst kommen allerlei Männerchen in schönen farbigen Kostümen. Die ersten Trillerpfeifen auf den Rängen werden ausprobiert, die Eisverkäufer sind weg – es ist wie vor dem Gewitter. 3000 Menschen halten den Atem an. Los. Der erste Stier von den sechs kommt aus dem Stall her-

ausgebraust. Da steht er. Musik, das ungewohnte Brausen und so viele Menschen – was soll das? Das wird sich gleich erweisen. «Juego do Capa.» Die flinken Männer mit den roten Mänteln laufen vor der pathetischen Kuh auf und ab, sie schwenken die Tücher, hüpfen beiseite... Alles was mit Vollkommenheit gemacht wird, sieht leicht aus. Das ist gar nichts, denkt man und denkt falsch. Man vergißt, daß auf Alpenwegen und auch sonstwo diese schweren, kräftigen, großen Tiere dem Spaziergänger das volle Bewußtsein dessen beibringen, was eigentlich ein Stier ist... Und die da necken ihn wie ein Hundchen. Da kommen die ersten Pferde. Das ist meine erste Empörung: Es sind eigentlich gar keine Pferde, sondern verkleidete Pferdeständer, irgendwelche Wesen, eine Mischung aus Kleiderschrank, Kulissentier und Panzerwagen – unten stecken Beine hervor. Wie auf einem Zirkuselefanten thront der Picador auf diesem stoffbehängten Ungetüm, dem die Augen verbunden sind. Aber ich habe immer geglaubt, der Picador sei ein Mann, der, beritten, mit dem Stier kämpft, ein Kampf, der dann manchmal für das Pferd ein böses Ende nähme... Der Picador ist ein Schlächter. Es müssen uralte Schindmähren sein, mit verkümmerten Instinkten – sie stehen da wie Riesenmöbel, ausgeborgt aus Ronconis «Orlando Furioso». Irgendwie empört mich das: Die Eleganz, die Sensibilität von Pferden ist hier ins Unzulässige retouschiert. Eben hatte man noch verspielte schöne Tiere auf der Weide herumjagen sehen, mit ihren Fohlen tollen – und nun hier diese fahrbaren Teppichlager mit dem kleinen piekenden Affen drauf. Und: die haben ja gar keine Chance. Sie werden gegen diesen schnaubenden Bullen gelenkt, was sie erstaunlicherweise ohne Gegenwehr, ohne Fluchtversuch mit sich machen lassen – da rennt der schon gegen so ein armes Viech an, stößt und stößt, bis der Stoffberg schwankt oder sich hochbäumt, sich jedenfalls eine Blöße gibt; die ist allemal unten. Der stolze Reitersmann rennt auf seinen krummen Beinchen davon, hinter eine schützende Holzwand, und lugt links oder rechts hervor wie eine Kasperlefigur. Was sieht er? Was sieht eine johlende Masse, die Hausfrau mit Handschuhen und Sonnenschirmchen?

Das Pferd ist unten offen. Einige Därme und etwas Schleim